

# Das habe ich geschrieben

## Anfänge 1

Die beiden Neunjährigen: der eine großgewachsen, blond, mit schon für die damalige Zeit altmodischem Pagenkopf, der ihm ein mädchenhaftes Aussehen gab, unter dem er litt (und das in ihm noch Jahrzehnte später beim Betrachten der Kinderfotos ein peinliches Gefühl auslöst, und die Ahnung, nein: die Gewißheit, von der Mutter, die auf dieser Frisur bestand, nie wirklich ernst genommen worden zu sein), ein Einzelkind, das eine viel zu kleine Parterrewohnung mit seinen Eltern teilen mußte, das Küchenfenster in einen dunklen Hinterhof führend, in dem bestenfalls Ballspiele möglich waren (sofern sie nicht von einer keifenden Nachbarin verhindert wurden), das Wohn- Schlaf- und Kinderzimmer mit vergitterten Fenstern zur Straße hin, von welcher der Lärm mit jedem Jahr lauter drang und goldgelbes Sonnenlicht nur noch selten hereinfiel, seit gegenüber ein Hochhaus errichtet worden war, dem Schrebergärten und Kastanienbäume zum Opfer fallen hatten müssen; der andere zunächst noch kleiner von Wuchs, mit Stoppelfrisur und bebrillt, das schielende Auge stets auf der Suche nach etwas, das es in seiner Blindheit nicht einzufangen imstande war, nie imstande sein würde, ein Leben lang ein dunkler Fleck in der Welt, die in einer großen hellen Wohnung ihren Anfang nahm mit Mutter und jüngerer Schwester, der Vater durch Krankheit und Tod kurz vor Beginn der ersten Volksschulklasse verlorengegangen (ein weiterer blinder Fleck in der Welt, den er Jahrzehnte später in einem Buch auszufüllen versuchte, ein Puzzle legend aus viel zu vielen Steinen, von denen nicht alle ihren Platz fanden, nicht finden konnten), vor dem Haus die weite Fläche des Südbahnhofs, von dem nur noch ein Wärterhäuschen übrig geblieben war, keine Geleise mehr, nur eine Staubwüste mit wild wucherndem Gebüsch (ein El Dorado für kindliche Spiele) und einem wöchentlichen Bauernmarkt, der vielfarbig und duftend das Stadtviertel in eine geheimnisvolle Welt verwandelte; beide Jungen Müttern ausgesetzt, deren Lebensangst sich in unausgesetzter Sorge äußerte, dem Sohn könne Schlimmes zustoßen, weshalb sie ihn vor allen echten und eingebildeten Unbilden zu bewahren suchten, damit eine Enge erzeugend, der der Sohn, wenn er überleben wollte, nur entfliehen konnte, und sei es in die innere Emigration oder besser: eine Imagination, die sich zunächst in zahllosen Zeichenblättern mit kämpfenden Indianern und Cowboys äußerte, später in stunden-, tage-, wochenlanger Lektüre von Büchern, die, im Grunde nicht altersgemäß, die wunderbare Eigenschaft

besaßen, in eine fremde, unauslotbare, die Phantasie beflügelnde Welt zu entführen, in der man – zumindest für die Dauer der Lektüre – unbehellig von der äußeren Wirklichkeit blieb, und schließlich im Erfinden eigener Geschichten, die man – heimlich, damit nicht die Wirklichkeit in Gestalt der Mutter eindringen konnte – niederschrieb, zahllose Preßspanhefte Seite um Seite füllend, bis sich die beiden gerade einmal neunjährigen Freunde eines Tages trafen, jeder ein Heft hervorholend, und dem anderen gestanden, selber Geschichten zu schreiben.

Sicher hätte alles eine andere Entwicklung genommen, hätte es sich nicht in diesen beiden Familien mit ihren je eigenen Bedingungen abgespielt, nicht in einer damals nicht gerade kinder- und kulturfrendlichen österreichischen Industriestadt und nicht in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, als eine Karl-May-Welle Kinder, Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen erfaßte, vergleichbar nur mit der Harry-Potter-Manie des beginnenden 21. Jahrhunderts: in rascher Folge kamen Romanverfilmungen ins Kino – Klassiker wie *Der Schatz im Silbersee*, *Winnetou I-III*, *Der Ölprinz*, *Unter Geiern*, *Durchs wilde Kurdistan*, *Der Shut*, freie Bearbeitungen, die kaum noch etwas mit der literarischen Vorlage zu tun hatten wie *Old Shatterhand*, *Old Surehand*, *Winnetou und das Halbblut Apanatschi*, *Winnetou und Shatterhand im Tal der Toten*, und, etwas abseits davon und nicht so erfolgreich (weil zum Teil mit einer anderen Schauspielerriege gedreht und in andere Gefilde wie Mexiko und Peru führend), *Der Schatz der Azteken*, *Die Pyramide des Sonnengottes* und *Das Vermächtnis des Inka* –, die Jugendzeitschriften warteten mit Exklusivberichten über Filmstars wie Pierre Brice, Lex Barker oder Marie Versini und den nächsten Film auf (was zu einem Sturm der Entrüstung beim jugendlichen Publikum führte, als bekannt wurde, daß gemäß der literarischen Vorlage Winnetou im dritten Teil sterben würde), und die damals so beliebten Buchgemeinschaften führten dutzende Karl-May-Romane in ihren Programmen, hetzten die – nicht nur, aber doch überwiegend männliche – Leserschaft von Neuerscheinung zu Neuerscheinung, Brüder stritten sich darum, wer das Vorrecht besitzen würde, als erster den neuen Roman lesen und damit einen Wissensvorsprung haben zu dürfen, Väter und Söhne gingen gemeinsam ins Kino, Freunde und Schulkameraden traten gegeneinander an, wer am schnellsten fehlerfrei die zahllosen Vornamen des Hadschi Halef Omar aufsagen konnte, man spielte Winnetou-Quartett, erstand Kakaodosen, um an die darin gelagerten Indianer- und Westernheldenfiguren zu gelangen, tapezierte sein Zimmer mit Postern, tauschte, kaufte und verkaufte – und die beiden Neunjährigen machten darin keine Ausnahme.

Bis auf einen Punkt: sie hatten begonnen, Geschichten zu schreiben. Der eine, fasziniert vom Orient und seiner geheimnisschwangeren Welt, nannte seinen ersten Text, angelehnt an das große Vorbild, *Voll Gefahr durch die Wüste*, der andere glaubte, eine kindgerechte Kurzfassung von *Winnetou I* schreiben zu müssen, da nicht jedem vielleicht auch noch ungeübten Leser ein vierhundert Seiten starkes Buch zuzumuten sei. Was er dabei erlebte (und dem anderen erging es nicht anders): daß sich die Geschichte während des Schreibens verselbständigte, sich verwandelte und in eine andere mutierte, die Figuren sprachen und handelten plötzlich anders als geplant, entwickelten ein Eigenleben, dem der Schreibende nichts entgegenzusetzen hatte, sooft er auch korrigierend eingriff und ganze Passagen neu schrieb, der Prozeß der Transformation hatte begonnen und war durch nichts mehr aufzuhalten. Was die beiden damals nicht wissen konnten (und worüber sie mit niemandem sprachen, außer mit dem schreibenden Freund, aber auch der konnte sich keinen Reim darauf machen) und mit jedem weiteren Text wieder und wieder erlebten (und das hat sich bis heute nicht geändert): daß sie Zeugen und Mitakteure eines Vorgangs geworden waren, den jeder Künstler und jede Künstlerin – egal ob Maler, Bildhauer oder Schriftsteller – Tag für Tag erlebt, mit dem er, sie sich abzumühen hat und der im schlimmsten Fall das gesamte Projekt kippen und zu Fall kommen, im günstigsten Fall aber ein Werk entstehen läßt, von dem sein Urheber ebenso überrascht ist wie das Publikum. Die beiden Neunjährigen hatten zum ersten Mal an sich erlebt, was man so unschön weil unpoetisch und damit unzureichend als „kreativen Prozeß“ bezeichnet, einen geistigen Zustand, in dem Kontrolle wirkungslos wird und sich der Geist selber überrascht, weil er Dinge weiß, die er eigentlich nicht weiß, und ins Bewußtsein rückt, deren er sich nicht bewußt war; sie hatten im durchaus mühevollen Schreibprozeß die beglückende Erfahrung machen dürfen, daß die eigene Phantasie unendlich reicher ist als die Nahrung, die man ihr zuführen muß, damit sie gedeihen kann; sie waren, ohne es zu wissen, zu Kunstschaffenden geworden.

Ende der 60er Jahre rollte die Karl-May-Welle aus: die Drehbücher waren immer einfallloser geworden, die Schauspieler älter, so daß sie ihre Rollen nicht mehr glaubwürdig verkörpern konnten, mit dem Italo-Western hatte das Genre zudem eine härtere, realistischere Variante als die deutsch-jugoslawischen Produktionen gefunden, das Publikum war gesättigt und das Fernsehen übernahm nun jene Rolle, die lange Zeit Spielfilme und Bücher innegehabt hatten: ein Fenster zur Welt zu sein. Die beiden Freunde waren mittlerweile Gymnasiasten geworden, ihre Interessen hatten

sich geändert, aber die Freude am Erzähltbekommen und am Erzählen war geblieben, nur daß an die Stelle Karl Mays für zwei, drei Jahre Herbert Kranz trat, der in den 50er Jahren mit einer zehnbändigen Romanreihe reüssiert hatte und nun eine Renaissance erlebte, stand er doch mit seinen Abenteuergeschichten rund um ein Spezialistenteam der Organisation „Ubique terrarum“, die gemäß ihres Namens „überall auf der Welt“ schwierige Fälle zu lösen hatte, stilistisch wie inhaltlich in der Nachfolge Mays – Titel wie *Die Nacht des Verrats*, *In den Klauen des Ungenannten*, *Tod in der Skelettschlucht* oder *Schuldlos unter Schuldigen* waren geeignet, im neugierigen Leser eine ähnliche Spannung und Erwartung zu wecken wie früher *Sand des Verderbens* oder *Der Löwe der Blutrache* –, war aber zeitgemäßer, weil bei ihm ein Team aus hochbegabten Männern gegen moderne Piraterie, die Vernichtung bedrohter Völker oder skrupellose Geschäftemacher auf der Seite von Recht und Menschlichkeit kämpfte. Mit der Änderung der Lektüre änderten sich auch die Geschichten der beiden (denn natürlich schrieben sie weiter, hatten doch beide bereits den Wunsch entwickelt, Schriftsteller zu werden): zu den abenteuerlichen Stoffen, die sie der Lektüre entlehnten und weiterentwickelten und welche sie in die entlegensten Winkel der Erde entführten (die sie zuvor mit dem Zeigefinger auf Atlanten und Autokarten und in Lexika bereisten, da nichts phantasieanregender war als die blauen Mäander der Flüsse, die grünen, braunen und gelben Flächen der Wälder, Berge und Wüsten und die Linien der Straßen, Wege und Saumpfade weitab jeglicher Zivilisation), gesellten sich nun Motive und Themen wie Kampf gegen das Unrecht oder Einsatz für Rechtlose, vor allem aber eine Liebe zur Sprache bei gleichzeitiger Sprachskepsis, was die beiden dazu brachte, ihre Texte immer kritischer zu sehen und wieder und wieder zu überarbeiten.

Einer der beiden vernichtete als Jugendlicher in einem Anflug von Distanzierung gegenüber der eigenen, vermeintlich kindischen Vergangenheit all die Preßspanhefte, die er jahrelang mit eigenen Geschichten gefüllt hatte; hunderte Seiten sind unwiederbringlich verloren, bis auf ein paar Seiten, die er als Elfjähriger in einer Jugendzeitschrift veröffentlichen durfte; es ist seine erste Publikation. Der andere bewahrt all seine Hefte noch immer auf. Die beiden Freunde sind Freunde geblieben. Wenn sie einander treffen, knüpfen sie an ihrem letzten Gespräch an, als wären nicht Wochen oder Monate dazwischen vergangen. Und sie schreiben und publizieren noch immer.